

April 15, 1920

Das neue Werk

* Der Christ im Volksstaat *

Herausgegeben von Eberhard Arnold und Otto Herpel

VERANTWORTLSCHRIFTFLEITER: OTTO HERPEL-NEUWERK-VERLAG-BERLIN

Auferstehung.

Von Karl Barth.

Sie fanden aber den Stein abgewälzt
von dem Grabe und gingen hinein und
fanden den Leib des Herrn Jesu nicht.
Lc. 24, 2—3.

Die Bibel redet offen, ehrlich und deutlich von Gott. Sie kann jedenfalls nichts dafür, wenn wir uns von Gott unklare widerspruchsvolle Begriffe machen. An ihr liegt's nicht, wenn Gott in unseren Gedanken und darum dann auch in unserem Leben in einen gewissen Nebel von Unbestimmtheit gehüllt ist, sodaß man nie ganz sicher weiß: gilt's eigentlich oder gilt's nicht? Sie ist nicht Schuld daran, wenn wir von Gott nur so geheimnisvoll zu flüstern wagen, obwohl wir gerne an ihn glauben würden; wenn wir uns fast genieren, mit ihm zu rechnen als mit einer Tatsache, obwohl wir es doch so gerne möchten; wenn unser Reden von ihm fast immer ein so hohles erkenntnisarmes Dröhnen ist, obwohl wir es doch so gut und ernst meinen. Die Bibel schenkt uns klaren Wein ein darüber, wie sie es meint, wenn sie von Gott redet. Wir haben volle Freiheit, es anders zu meinen, auch gut und ernst, aber anders als die Bibel. Aber wenn wir bei diesen unsern anderen Meinungen in Verwirrung und auf allerlei Sandbänke vor Unbefriedigung geraten, wollen wir uns wenigstens in Erinnerung rufen, daß in dem Bilde, das uns die Bibel von Gott gibt, diese Verwirrung, dieses Unbefriedigende nicht vorhanden ist. Wir haben bei dieser Erinnerung noch einmal volle Freiheit, trotzdem bei unseren Meinungen zu bleiben. Aber wir tun das dann auf unsere eigene Verantwortung und müssen die Folgen, die das für unser Leben hat, selbst tragen. Denn es hat Folgen für unser Leben, wenn wir mit Gott nicht aus noch ein wissen in unseren Gedanken. Und es hat ebenfalls Folgen für unser Leben, wenn wir eine klare, deutliche Erkenntnis Gottes bekommen.

Seite

224

456

224

323

408

323

323

323

480

432

323

480

Lagen

490

408

152

152

„Sie fanden den Stein abgewälzt von dem Grabe und gingen hinein und fanden den Leib des Herrn Jesu nicht“. Das ist offen, ehrlich und deutlich geredet von Gott. „Da müssen die Hüter alle vom Grabe hinweg; flugs in das römische Reich hinein gegriffen, daß sich nicht einer mehr da durfte sehen lassen. Also kann Gott auch wohl heutigen Tags noch tun, wenn man ihm nur vertraute. Dünkt es dich unmöglich, schadet nicht; nein, der Glaube muß gleich ein trunkenen Gedanken sein, den die Welt verachtet, als würde nimmer nichts draus. Aber laß dich nur nicht anfechten, so sollst du sehen und erfahren, daß ein solcher Gedanke, ob er gleich närrisch scheint, den größten Trost mit sich bringen soll“. Das sind Worte aus einer Osterpredigt von Martin Luther. Mag man den Kopf schütteln, das muß man ihm lassen, daß er das offene ehrliche Reden der Bibel gehört und verstanden hat. Darum ist er Luther gewesen. Es hat eben Folgen gehabt für sein Leben und für die Welt, daß er den Begriff, den die Bibel von Gott hat, wenigstens teilweise gefaßt und sich zu eigen gemacht hat.

Die Bibel behauptet durchaus nicht, daß Gott und die göttlichen Taten ohnehin bekannte oder ohne weiteres verständliche Dinge seien. Sie sagt nirgends, daß der Glaube jedermanns Ding sei. Ja, die Welt des Sichtbaren und des Unsichtbaren ist ein Ganzes, ein einziges unteilbares Gewebe. Aber in diesem Gewebe ist Zeddel nicht Einschlag und Einschlag nicht Zeddel. Zeit ist nicht Ewigkeit und Ewigkeit ist nicht Zeit. So weist uns die Bibel ganz unmißverständlich darauf hin, daß Gott zu unsern Anschauungen von Natur und Geschichte nicht passe. Was wir in Natur und Geschichte anzuschauen vermögen, das ist eine Welt für sich, eigenen Rechtes in ihren Ordnungen und Verhältnissen, unwiderruflich und unvermeidlich beschränkt und belastet durch den Tod. Gott aber schickt sich — nach dem, was uns die Bibel über ihn mitteilt, — nicht in diese unsere Welt. Sie ist Zeit, nicht Ewigkeit. Sie hat ihre Grenzen. Die Gesetze der Natur und der Geschichte können nicht mehr, als eben die Grenzen der Welt, die wir anschauen, bezeichnen. Was aber Grenzen hat, das hat auch ein Jenseits. Ein Jenseits, das wir nicht anzuschauen vermögen, das aber nichtsdestoweniger ein notwendiger Teil des Ganzen ist, nicht als Zeddel, aber als Einschlag im Gewebe. Es gibt kein Diesseits ohne Jenseits, wie es kein Gewebe gibt, das nur Zeddel wäre. Diesseits ohne Jenseits, Zeit ohne Ewigkeit ist höchste Zweifelhaftigkeit, Fraglichkeit, ist das Sterbliche, das Verwesliche, das Vergängliche. Eben darum ist Ewigkeit ein Neues, ein ganz Anderes, das in die Zeit hinein kommen muß. Dieser letzte Einschlag in die Zeit ist der Inhalt der Bibel. Eine andere, eine neue, eine obere Welt mit neuen andern Ordnungen und Verhältnissen, eine Welt, in der der Tod nicht mehr ist, tritt ein in

unsere Welt, um sie in sich zu verschlingen, damit das Ganze werde. Wenn wir in der Bibel von Gott und göttlichen Taten lesen, muß uns immer das in den Ohren tönen: eine andere Welt! Das Wort „Gott“ ist in der Bibel nie anders gemeint.

Wenn Gott etwas sagt oder tut, dann wird damit so oder so in der alten Welt etwas sichtbar von der neuen. Es kommt gleichsam zu einem Durchbruch aus der Ewigkeit in die Zeit, aus dem Jenseits ins Diesseits. „Flugs in das römische Reich hinein gegriffen“, wie Luther gesagt hat. Wunder ist alles, was von Gott kommt, weil es so wie so zu unsrer Anschauungswelt nicht paßt. Nur daß wir uns nicht so sehr darüber wundern sollten, weil es, als von Gott kommend, zu unsrer Welt nicht passen kann. Gott ist eben nie ein anderer als der Schöpfer, als der er auf der ersten Seite der Bibel beschrieben ist. Wo nichts ist, da läßt er etwas, wo nur Tod ist, da läßt er Leben werden. Das Alte wandelt er in ein Neues, in ein ganz Anderes, ohne es zu zerstören, aber indem er es in einen ganz neuen Zusammenhang versetzt. Mitten in unserer Welt läßt er da und dort ein Stücklein von seiner ewigen Welt erscheinen, zur Erinnerung an das, was er ist, und vom Vorgeschmack dessen, was er im Sinne hat. Immer geschieht es dem Tode zum Troß, immer ist etwas Wunderbares für unsre Begriffe. Immer wieder zeigt Gott, daß er sich in unsre Welt nicht schickt, daß das Jenseits das Diesseits nicht in Ruhe lassen kann. Seine Güte ist alle Morgen neu. Das Ziel aber ist eine gänzliche Neuschöpfung und Verwandlung dieser unsrer jetzigen Welt. Das Fragliche, Zweifelhafte, das unserem jetzigen Dasein anhaftet, ist dann aufgehoben und beseitigt. Unsere Anschauung wird dann den Dingen auf den Grund gehen und nicht mehr so beschränkt sein wie jetzt. Der Erdenrest wird dann fallen. Gott wird dann Alles in Allem sein. Dieses „dann“ ist aber kein Augenblick unsrer Zeit, sondern der erste Augenblick der Zeit Gottes.

Man kann sich an diesem Bilde Gottes, das kein Bild ist, stoßen. Man kann aber gerade so gut dazu kommen, sich zu sagen, daß es eigentlich viel vernünftiger, natürlicher, zusammenhängender ist als die Bilder, die wir uns sonst und selbst von Gott machen. Es beruht auf der einfachen Einsicht, daß Gott eben — Gott ist. Es ist freilich ein großes kühnes Wagnis, das einzusehen, daß Gott Gott ist. Eben dieses Wagnis ist nicht jedermanns Ding. Ist es aber einmal gewagt, so ist es doch wieder etwas Einfaches.

Es hat wohl jeder Mensch Zeiten, wo er sich stößt an den Wundergeschichten der Bibel und besonders an der Ostergeschichte von der Auferstehung Jesu von den Toten. Es muß auch immer etwas in uns übrig bleiben, das sich daran stößt. Es wäre gar nicht gut, wenn wir uns nicht stoßen würden daran; denn das wäre

nicht ein Zeichen von Glauben, sondern nur ein Zeichen davon, daß wir noch nicht gemerkt, um was es sich beim Glauben handelt. Der Zweifel ist der bessere Weg zur Erkenntnis Gottes als das blinde, sichere, begeisterte Annehmen. Ja, ein solches Annehmen ist überhaupt kein Weg. Die Jünger Jesu haben auch gezweifelt. Vom Zweifel aus kommt man vorwärts durch die Ueberlegung, daß alles, was wir überhaupt von Gott wissen, fassen und erfahren können, ein Stücklein Wundergeschichte ist. Von da aus fragt man sich dann unwillkürlich, warum wir so wenig von Gott wissen und erfahren, obwohl wir doch mitten in Gottes Schöpfung leben, begreift, daß es Unterschiede gibt im Verhältnis der Zeit zur Ewigkeit: Offenbarungszeit und gewöhnliche Zeiten wie die unsrige, begreift, daß die Schöpfung — die schufende Kreatur und wir mit ihr — auf Erlösung wartet. Von da aus kann man dazu kommen, froh zu werden über die sogenannten Wundergeschichten in der Bibel und vor allem über ihren Mittelpunkt, die Ostergeschichte, weil sie eine so besonders deutliche Mitteilung ist über Gottes Wesen und Gedanken und Absichten, und läßt sie sich nicht mehr ganz nehmen, auch wenn einem immer wieder Zweifel dagegen aufsteigen. Man freut sich dann geradezu über dieses offene ehrliche Reden von dem Stein, der abgewälzt war vom Grabe und von dem Leib des Herrn Jesu, der dort nicht mehr gefunden wurde, weil Gott ihn nicht im Tode ließ, sondern mit einem neuen Leib und Leben, dem Leib und Leben der erlösten Schöpfung, der ewigen Welt ausgestattet und überkleidet hatte. Zeit war eben geworden wie Ewigkeit, zur Verkündigung an das, was ist am Ende aller Zeiten. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Wenn Gott Gott ist, kann es dann anders sein?

Ich meine das nicht so, als ob es so etwas wie einen Zwang gäbe, die Ostergeschichte und die andern Wundergeschichten, die ja nur ihre Strahlen sind, als wirklich und wahr zu glauben, als ob es ein Zeichen hervorragender Gottesgemeinschaft, ein besonderes Verdienst wäre, das zu tun, oder als ob man auch nur ein Fünkchen von Mißtrauen haben dürfte gegen Menschen, die diesen Mitteilungen der Bibel stutzig, fragend oder sogar offen ablehnend und mißbilligend gegenüberstehen und dagegen protestieren. Nun ja, in der Tat wir protestieren! Es ist in uns allen, es war auch in Luther etwas, was protestierte, und es ist nichts als in der Ordnung, wenn das da und dort laut herauskommt. Nur in voller Freiheit und im vollen Bewußtsein des Protestes, der dagegen im Menschen steckt, kann man dazu kommen, von dieser Geschichte zu denken und gar zu sagen, sie sei wahr. Und wenn man dazu kommt, so ist's kein Verdienst, sondern eine weitere Klarheit in der Erkenntnis, die einem geschenkt wird, mit der man sich aber vor solchen Protestierenden ge-

rade nicht absondern und scheiden wird. Der Unglaube solcher eifriger Meinungen verdient gewöhnlich mehr Vertrauen, ist hoffnungsvoller und fruchtbarer als der Glaube der eifrigen Zusage, weil jene gewöhnlich besser einsehen, um was es sich eigentlich handelt, als diese. Ich muß das laut aussprechen, gerade weil ich für meine Person doch Ja sage. Ich möchte damit nicht den geringsten Druck ausüben auf andere, weil ich aus Erfahrung weiß, daß einem das nicht im mindesten hilft, wenn man mit den Wundergeschichten gedrückt wird. Dieser Zwang, dieses vermeintliche Verdienst, dieses Mißtrauen sind ganz einfach Götzendienst und Unglaube. Denn wer wirklich glaubt, der glaubt ja nicht an die Wundergeschichten, auch nicht an die Ostergeschichte, sondern an den lebendigen Gott selbst, der glaubt nicht an einen Glauben, sondern an Gottes ohne alles Verdienst erziehende Gnade, der glaubt nicht gegen die Zweifler und Protestler, sondern zweifelnd und protestierend mit ihnen. „Ich glaube, lieber Herr, hilf meinem Unglauben!“ Der Ehre Gottes, auf die es allein ankommt, dienen wir ja doch nicht mit unsern Ansichten, sondern mit der Treue, mit der Aufrichtigkeit, mit der Sachlichkeit, die allenfalls hinter unsern schlechtern oder bessern Ansichten steht.

Nur das möchte ich sagen, daß es jedenfalls doch möglich ist, diese Ostergeschichte von der Auferstehung Jesu und vom leeren Grab ruhig und wörtlich so anzunehmen, wie sie dasteht. Als letzter Ausblick ist auch das möglich. Mir scheint das von Jahr zu Jahr einfacher, als wenn man sie nur deutet, als wenn man an den Ostern über den Frühling oder über die Revolution predigt, die uns ja allerdings auch etwas zu sagen haben von den Taten Gottes, aber doch nur dann, wenn wir irgend vorher einen starken deutlichen Begriff davon haben, wer und was Gott ist.

Man sagt oft, daß es uns Menschen der heutigen welterfahrenen Zeit besonders schwer falle, das wirklich so anzunehmen, daß Gott einen Toten zu neuem Leben erweckte, sein Grab öffnete und ihn sichtbar und leiblich unter den Lebenden erscheinen ließ. Denn wir haben heute mehr als frühere Geschlechter einen starken Sinn für den Zusammenhang, für die eiserne und ausnahmslose Notwendigkeit, die in unserer jetzigen Welt regiert. Dieser Sinn für die Welt könnte uns aber den Sinn für Gott ebenso gut öffnen wie verschließen. Wer so genau unterrichtet ist über die schrankenlose Herrschaft des Todes, wie wir es dank der neuern Natur- und Geschichtsforschung sind, der müßte eigentlich mit der Zeit dazu kommen, die ebenso schrankenlose Herrschaft des Lebens, um deren Aufrichtung es sich in der Bibel handelt, ebenso begreiflich zu finden. Kann die eine mehr sein als ein Gleichnis der andern? Müssen wir notwendig

im Gleichnis stehen bleiben? Muß uns das Gleichnis ein Hindernis werden, zur Sache voranzudringen? Beweist uns nur, daß es in dem, was wir Natur und Geschichte nennen, keine Ausnahme, keine Sprünge gibt! Umso besser verstehen wir, daß Gott sich in diese Welt nicht schickt, und das ist ja eben, was die Bibel auch behauptet. Ist die Welt Welt, so ist Gott Gott. Hat die Welt ihre Eigenart, so hat Gott die seinige. Den Gesetzen der Natur und der Geschichte entsprechen die Gesetze des Himmelreichs. Hängt hier alles ausnahmslos zusammen, so ist auch dort ein lückenloser, grenzenloser Zusammenhang. Heißt hier unerbittlich: Tod!, so heißt dort ebenso unerbittlich: Leben! Warum ist uns die Erforschung und Gestaltung und Verschönerung der leiblichen Seite des Daseins so wichtig geworden? Warum ist gerade innerhalb der Christenheit der Sozialismus aufgekommen? Weil uns dieses unerbittliche: Leben! sehr wohl bewußt ist, weil uns bewußt ist, daß es kein Leben gibt ohne Leiblichkeit. Woher andererseits die verbissene Begeisterung, mit der wir den Tod als das oberste Gesetz alles leiblichen Lebens verkündigen und glauben? Warum ist der Materialismus gerade innerhalb der Christenheit möglich geworden? Weil wir uns der Begrenztheit, der Diesseitigkeit alles dessen, was wir als Leben und Leiblichkeit kennen, bewußt sind und es nicht lassen können gerade nach der Grenze, nach dem hin zu blicken, was wir bei unsrer stürmischen Frage nach dem Leben eigentlich meinen. Wir widersprechen uns und widersprechen uns doch nicht. Wir meinen eben das ewige Leben. Wir müßten nur besser wissen, was wir tun, wir modernen Menschen. Der Ausblick auf die leibliche Auferstehung liegt uns näher, als wir meinen.

Wissen, was wir tun, ist freilich eine große Sache. Das heißt Gott erkennen, und das ist nie leicht, sondern immer ein Wagnis. Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde! Wagen wir uns nicht zu schnell vor — in Gedanken! Aber ob wir uns schnell oder langsam vorwagen: indem wir anfangen, Gott zu erkennen, kommen wir auf einen Weg, der uns weit führt. Der Ausblick mindestens wird sehr weit. Es entsteht auf diesem Weg unvermeidlich ein Übergewicht des Rechtes Gottes gegenüber dem noch so wohlverstandenen Rechte der Welt, des Neuen gegenüber dem Alten, des Zukünftigen gegenüber dem Jetztigen, des Ewigen gegenüber dem Zeitlichen. Auf diesem Wege begegnet uns früher oder später auch einmal die Ostergeschichte und wird uns dann nicht mehr absolut unbegreiflich sein. Von einer Ausnahme in der Natur werden wir dann wahrscheinlich nicht reden, aber vielleicht von einer Regel der Schöpfung, der Gotteswelt. Gott ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen! Der lebendige Christus, leiblich auferstanden — ein Märlein, wenn wir's zunächst ansehen, so haben es ja die Jünger zuerst auch genannt

— aber Wahrheit, Sinn und Verstand, wenn wir weiter schauen, wenn uns Gott daraus anschaut.

Gott der Schöpfer! Das ist's! Nicht nur die Natur, wie wir sie begreifen, nicht nur das Gute, das wir zu fassen und zu tun vermögen, nicht nur der wohlbekannte Menscheng Geist in uns, sondern der Schöpfer eines neuen Wesens. So ist er in Jesus Christus erschienen, nicht erst in der Ostergeschichte, sie war nur das Tüpflein auf's i, sondern in jedem Wort, in jeder Tat seines Lebens: auch die Bergpredigt ist voll leiblicher Auferstehung. So will Gott auch heute und unter uns Gott sein und werden. Alles Große, das sich uns heute im Geist ankündigt, jedes wirkliche Vorwärts, jeder wirkliche Trost, jede ernsthafte Hilfe und Sicherheit, die uns werden, — sie sind neues Wesen, sie sind nicht das Resultat einer Entwicklung, sondern das Resultat einer Schöpfung, einer Osterauferstehung. Sie wollen auch nicht Geist bleiben, sie fragen nach Körpern. Sie kamen und kommen und werden kommen, weil Gott spricht und trägt alle Dinge durch sein kräftiges Wort. Das Ende der Wege Gottes aber ist die Leiblichkeit.

Wir wollen uns in Freiheit darin üben und daran gewöhnen, von Gott das Größere, von der Welt das Kleinere zu denken. Wir wollen uns mit Ohren, Herz und Mund einlassen auf das Neue, das Gott im Wesen ist, es ist uns neu aber nicht ferne. Wir wollen die Augen öffnen für die lebendige Bewegung der kommenden Welt, deren Ordnungen wir doch schon kennen, deren Kräfte uns doch schon spürbar sind. Das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen. Entscheidende Schritte von Gott aus sind geschehen. Sie rufen nach Entscheidungen, nach neuem Mut und Verständnis auf unserer Seite. Sie rufen nach unsrer Erkenntnis, nach unserm Bekenntnis, daß das Alte vergangen ist. Denn der Christus stirbt hinfort nicht mehr.

Aktivismus des Glaubens.

Von Otto Herpel.

Wir rufen auf zum Aktivismus des Glaubens. Aber „Aktivismus“ ist kein deutsches Wort, und also wird man sagen, es treffe auch keine deutsche Sache. Denn deutsch sein heiße im entscheidenden Augenblick gerade nicht aktiv sein, sondern mitten im heldenhaften Kampfe der Sehnsucht nach Frieden erliegen, Wollenkuckucksheimen zu liebe den eigentlichen Realitäten gegenüber wehrlos werden und mit dem Rufe „Es geschieht mir recht!“ müde in die Grube fahren. Ich gebe zu: Auch das ist Schicksal dem Deutschen. Aber ich gebe nicht zu, daß man ihm dieses Schicksal zur Schuld macht durch den Vorwurf, ihm fehle der Aktivismus der Brutalität.

Diesem Aktivismus reden wir kein Wort. Wenn es wahr ist, daß er dem Deutschen gefehlt hat und im entscheidenden Augenblicke immer fehlt, so sind wir dankbar für solches Geschenk. Denn unser Aktivismus ist feind der Brutalität, unser Aktivismus ist fern der Gewalt der Tyrannen oder Eroberer, unser Aktivismus leugnet den Wahn, daß um's Dasein kämpfen zwischen Menschen nötig sei. Unser Aktivismus schlägt sich, Schuld bekennend, an die Brust, lacht aus den gottlosen Stolz sich separierender Iche und vergibt. Unser Aktivismus ist nicht Wille zum Krieg, sondern Willen zum Frieden; nicht Wille zum eifersüchtig bewachten Isolierschemel, sondern Wille zur Kette ineinandergelegter Hände; nicht Wille zum „freien Spiel“ sich gegenseitig würgender Kräfte, sondern Wille zur Gemeinschaft der Gemeinschaften; nicht Wille zur Nation als Selbstzweck, sondern Wille zur Nation als Mittel zur Menschheit; nicht Wille zum Gewalt- und Klassenstaat, sondern Wille zur edelsozialistischen Gesellschaft; nicht Wille zu den hundert öffentlichen und hunderttausend privaten Mammonsreichen dieser Welt, sondern Wille zum Reich Gottes; kurz: nicht Faust, sondern Geist!

Aber Geist ohne Konzession an die Faust! Denn Aktivismus heißt nicht hinten und schielen und spielen, nicht wünschen, gerne mögen und schwach sein, sondern Aktivismus ist Wollen, Aktivismus ist Ja und Amen in Kraft. Wer wollte den Geist zwar probieren, aber glauben an die Faust? Nein! Der Geist will sich selber geglaubt haben, er verlangt das rücksichtsloseste Vertrauen in die Wahrheit und letzte Wirklichkeit seiner „Utopien“. Erst dann werden sich diese als die letzten und stärksten Realitäten erweisen. Aktivismus des Geistes muß Aktivismus des Glaubens sein, erst dann ist der Aktivismus als echter geboren. Und nur soweit ist er eine Macht, als der Glaube eine Macht ist in den Menschenherzen.

Aber woher kommt uns solcher Glaube?

Kommt er uns aus dem herkömmlichen „Christentum“? Nein! Denn von diesem herkömmlichen kirchlichen Christentum aus ist nicht einmal eine positive Stellung zu unserem Aktivismus zu gewinnen! Geschweige denn, daß dieser aus ihm flösse! Unser herkömmliches christliches Religionstum ist zu sehr verwachsen mit dem Begriff des Privateigentums als moralischen Axiom, ist zu sehr verkettert mit einer einseitigen Staatslehre, zu sehr verbunden mit der kapitalistischen Gesellschaftsordnung, als daß es unseren Aktivismus auch nur in einigen seiner Folgerungen unbefangen werten könnte. Es ist zu sehr pessimistische Kapitulation vor der „Welt, wie sie ist“, ihr gegenüber zu sehr Bereitschaft zu Demut und Leiden, als daß es unseren Ansturm verstünde. Zu sehr auch lebt es in der Scheu vor allen sittlichen Bewegungen, die sich auch naturrechtlich begründen, und ist darum voller Mißtrauen z. B. gegen alle demokratische

Gestaltung der Gesellschaft, die es auf Pantheismus zurückführt, oder gegen den Völkerbundsgedanken, von dem „Licht und Leben“ schreibt, er sei einer der kräftigsten Irrtümer, die Gott zur Strafe schickt über alle die, die der Lüge glauben. Auch zu moralistisch sind unsere guten Christen und unfähig, den sittlichen Gehalt einer Bewegung von dem moralischen Wert ihrer zufälligen Träger zu unterscheiden, und kämpfen von hier aus mit Mut z. B. gegen alles, was nach Sozialismus aussieht. Wo sie doch bedenken sollten, daß auch ihr Glaube an die von Jesus Christus erzeugte Bewegung nur möglich ist, weil der sittliche und religiöse Wert dieser Bewegung erhaben ist über den moralischen der Christen. Aktivismus des Glaubens heißt, auch da den Geist erkennen und vertrauen, wo nicht von ihm geredet wird, wo man nicht für wahr hält, daß er da ist. Viele Christen aber verstehen auch das nicht: Gott oder der Geist, so lehren sie, wirke nur da, wo er sich in gewissen Vorstellungen niederschläge, wo er sich intellektuell ergreifen und einfangen ließe. Das ist wie Wasser gegenüber dem Feuer unseres Glaubens. Und schließlich, vielfach kommt der Christ mit seinem Glauben nicht über die eigene Seele hinaus: „Wenn nur ich selig werde, wenn nur ich in den Himmel komme, wenn nur ich einmal genießen darf das ewige Leben!“ — wer leugnet, daß dies der hunderttausendfache Seufzer aus den Reihen heutiger Christenheit ist? Niemand kann es leugnen, und darum muß jedermann einsehen, wie unser Aktivismus des Glaubens aus jenem subjektivistischen Sichverzehren der Ich-Seele nach der genießenden Seligkeit keinerlei Nahrung zu ziehen vermag.

Unser Glaube ist der Glaube an das Reich Gottes und an den heiligen Geist als an den lebendigen Gott.

Christus, der Gottessohn, von den meisten unter uns durch das Prisma ehrwürdigsten Dogmas gesehen — Gott hat uns die Augen neu aufgetan für seine uralte Botschaft. Wir lesen Mt. 1: Jesus predigte das Evangelium vom Reich Gottes, Mt. 4: „Ich muß das Evangelium verkündigen vom Reich Gottes“, Mt. 1: „Das Reich Gottes ist herbeigekommen“; Mt. 9: „Er sandte sie aus, zu predigen das Reich Gottes“ und: „Ich verkündige das Reich Gottes“. Und die Apostel, jene heiligen Männer — von ihnen lesen wir Apg. 8: daß Philippus Predigten hielt vom Reich Gottes; Apg. 19: daß Paulus lehrte in Ephesus in der Synagoge drei Monate vom Reich Gottes; Apg. 20: daß derselbe Apostel beim Abschied von Ephesus davon redet, wie er überall, wo er hindurch gekommen ist, das Reich Gottes gepredigt habe; Apg. 28: daß er noch in der Gefangenschaft das Reich Gottes gepredigt habe usw. — Und ferner hat uns Gott zu den beiden Blumhardt geführt. Da haben wir das Reich Gottes wieder richtig verstehen gelernt: nicht als ein Ding in irgend einer schemenhaften

Transzendenz, nicht als eine leibliche Unmöglichkeit, sondern als die Zukunft Gottes hier auf der Erde. Hier auf der Erde wird einmal Gott ganz herrschen, werden die mit den reinen Herzen Gott schauen, werden die Hungernden nach der Gerechtigkeit satt werden, werden die Armen die Söhne Gottes und werden die Leidenden getröstet sein. Dann ist der Satan und alle Sünde überwunden, Kraft Gottes beherrscht unermesslich alle Dinge und Zustände, Gerechtigkeit (wörtlich zu verstehen), Friede (ebenso wörtlich, bitte), Freude im lebendigen Gott erfüllen Himmel, Erde und Geschöpfe. Und Gott ist Alles in Allem.

Seht, Freunde, das ist unsere Gewißheit, das ist unsere Hoffnung, und diese unsere Gewißheit und Hoffnung ist uns die Zukunft der Welt. Sie ist die Zukunft Gottes und nur insofern die Zukunft der Welt, als sie die Zukunft Gottes ist: Gott ganz und gar durchgesetzt, als der Triumphierende, restlos Herrschende. — Zu dieser Zukunft fühlen wir uns aufgerufen. An sie glauben wir. An sie haben wir uns verloren. An sie verschwenden wir uns. Sie gibt uns die Angriffsstimmung auf diese Welt, treibt uns zur Revolution ihrer Ordnungen, zur fortwährenden Neuschaffung ihres Geistes. Denn wenn auch die endliche Vollendung in der Unendlichkeit, bei Gott selber, seinem wiederkommenden Christus liegt — uns ist doch das Hochgefühl, zu seinen „Mitarbeitern“ (synergatai) berufen zu sein.

Zu seinen Mitarbeitern! Denn der Schaffende ist Er! Aber er ist der Schaffende! Er ist der lebendige Gott, der heilige Geist der ersten Christenheit! An ihn glauben wir. Ihn wissen wir in fortwährender lebendiger Bewegung auf das Ziel seines Gottesreiches. Von ihm sind wir überzeugt, daß er jeden Augenblick seit Ewigkeiten webt und baut an der Vollendung seiner vollendeten Herrschaft. Aber wir glauben nicht nur und wissen nicht nur. Wir sehen auch! Wir sehen ihn bauen und sehen ihn weben und sehen seinen Wagen fahren durch die Zeit. Denn der lebendige Gott ist der heilige Geist, ist der Geist des lebendigen Christus. Dessen Antlitz trägt er, dessen Wille ist seine Bewegung, dessen Bewegtsein ist sein Wille. Darum, wo gerungen wird auf Erden um Ziele, die dem Willen und Sinne des Christus entsprechen, (worüber „das inwendige Zeugnis des heiligen Geistes“ entscheidet), wo um solche Ziele gerungen wird, da sehen wir auf der Zielseite leibhaftig den lebendigen, ewigen, heiligen Gott, da sehen wir seinen Wagen auf dem siegreichen Wege zum Gottesreich. Aber dann gibt es für uns auch nur eins: hintreten zu dem ringenden Gott, nachziehen seinem Wagen und tapfer marschieren in den Geleisen, die er bahnt.

Vielerlei können diese Gottesbewegungen sein. Zur Zeit des Paulus waren sie andere als zur Zeit des Luther. Und in hundert Jahren

als die
wird ein-
en Gott
werden,
nden ge-
wunden,
ustände,
(bitte),
eschöpfe.

öffnung,
unft der
Zukunft
ar durch-
zu dieser
An sie
gibt uns
ion ihrer
s. Denn
bei Gott
doch das
zu sein.

Aber er
lige Geist
r in fort-
tesreiches.
Ewigkeiten
aft. Aber
uch! Wir
n Wagen
heilige
tlich trägt
ein Wille.
n Willen
ge Zeug-
gerungen
bendigen,
dem sieg-
uns auch
n seinem
er bahnt.
s Paulus
t Jahren

sind sie vielleicht andere als heute. Und selbst heute sind sie vielerlei trotz der ewigen Einheit des Zieles. Aber aus den vielerlei ragen uns heute manche besonders deutlich heraus als Bewegungen des lebendigen Gottes, dem innersten heiligsten Geiste des Christus entsprechend: die Friedensbewegung, die sozialistische Bewegung als Bewegung zur Gemeinschaft der Gerechtigkeit und des Brudertums, der Drang zu übernationalen Menschheit, der Kampf gegen den Mammon, gegen die Menschenausbeutung und für einen neuen Geist der icht-freien Menschlichkeit, die Jugendbewegung und dgl. a. Sagt über diese Bewegungen, was ihr wollt! Wir wissen wohl: Es sind Teilbewegungen, Sünde hat sie verunreinigt, nicht alle, die daran arbeiten sind „Christen“, ihre Ziele sind „Utopien“ und Schwärmerei — uns ist dies alles einerlei. Denn uns ist das andere gewiß, daß sie Bewegungen sind des lebendigen Gottes, der das Antlitz Christi trägt, hin auf sein großes Ewigkeitsziel: das Reich Gottes.

Allein diesem Glauben entspringt unser Aktivismus, unser Ja und Amen zum Geist, der verbindend zwischen den Menschen ist. Und darum ist unser Aktivismus kein Aktivismus politischer Nützlichkeit, auch kein Aktivismus des Gesetzes (z. B. der Bergpredigt) und kein Aktivismus idealistischer Begeisterung, sondern nichts mehr und nichts weniger als der Aktivismus des ältesten Christen-Glaubens.

* Das neue Werden *

Die Stadt ohne Kirche.

Ein Beitrag Henry Drummonds zum Problem:
Christentum und Sozialismus.

Von Alexander Münch.

Ein neues Christentum brauchen wir und doch das alte. Ein Christentum der Weltweite, das doch seine Tiefe, und ein Christentum der Lebenspraxis, das doch seine Innerlichkeit nicht verliert.“ Mit diesen Worten hat Kittelmeyer am Schluß eines Vortrags „Vom Sinn der Arbeiterbewegung“ die Aufgaben gekennzeichnet, die einem Christen in der heutigen Zeit gestellt sind. Und von ihrer Lösung hängt die Zukunft unseres Volkes, ja die Zukunft der Menschheit ab.

Es ist außerordentlich wichtig, auf diese Aufgaben immer von neuem hinzuweisen. Gerade in Zeiten solch' ungeheurer Erschütterung, wie wir sie heute mitzerleben berufen sind, liegt die Gefahr besonders nahe, daß man über der einen Seite die andere zu übersehen oder zu vernachlässigen geneigt ist. Revolutionäre Zeiten sind ihrem Wesen nach traditionsfeindlich, der revolutionäre Mensch glaubt immer, daß sein Auftreten einen neuen Anfang bedeutet. Aber haben sich die Wogen erst einmal ein wenig geglättet, die Gemüter besänftigt, so erkennt der ruhig prüfende Blick gar bald das Ewige in dieser Ueberzeugung. Und so wird es auf religiösem Gebiet schon heute allmählich offenbar, daß gerade die eifrigsten „Neuerer“, wenn wir nur auf das Wesentliche unser Augenmerk richten, im Grunde eben jene sind, die vor den anderen den Rückweg zum Alten eingeschlagen haben. „Ein neues Christentum brauchen wir — und doch das alte!“ Das alte, das ist das Urchristentum, das Christentum in seiner reinsten, durch keine menschlichen Zutaten verfälschten und entstellten Gestalt. Und zu ihm suchen wir heute langsam den Weg zurück. Wir kehren heim!

Für den einsamen Wandersmann, der sich durch lichtlose Nacht mühevoll den Weg zur Heimat sucht, ist es wertvoll, auf seiner Reise Menschen zu begegnen, denen diese Erkenntnis bereits früher geworden ist und die das, was sie gefunden, in klaren Worten ausgesprochen haben. Zu diesen Menschen gehört unter anderen der Schotte Henry Drummond, der von 1851 bis 1897 gelebt hat und der durch sein „Naturgesetz in der Geisteswelt“ auch in weiteren Kreisen

Deutschlands bekannt geworden ist. Das Leben dieses Mannes, der einmal das wundervolle Wort gesprochen hat: „Der beste Beweis für das Christentum ist der Christ“, ist wertvoller als das Werk, das ihn berühmt gemacht hat. In unermüdlicher stiller Missionstätigkeit unter Arbeitern und vor allem Studenten hat er ein Vierteljahrhundert lang in seiner Heimat eine selten segensreiche Wirksamkeit entfaltet. Umso mehr verdient seine Stimme Gehör, wenn er sich über die Aufgaben des Christentums in der Gegenwart äußert und zu den großen Problemen von Christentum und Sozialismus, Heil der Einzelseele und Reichsgotteshoffnung Stellung nimmt. Dies hat Henry Drummond in einem kleinen Schriftchen getan, das „Die Stadt ohne Kirche“ betitelt ist¹⁾. Anknüpfend an das Wort der Offenbarung: „Ich Johannes sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott aus dem Himmel herab fahren“, „und ich sah keinen Tempel darinnen“, legt der Verfasser dar, worin die Eigenart der christlichen Vorstellung vom Himmel und die Besonderheit der christlichen Religion überhaupt besteht. „Die Sphäre des Christentums“, sagt er, „ist der Menschenverkehr: es wendet sich an die Realitäten des Lebens. Sein Wirkungskreis ist die Straße, die Markthalle, die Werkstatt; sein Ruf gilt dem tagtäglichen Wandel“. Das ist der Schlüssel für das Verständnis des von Johannes geschauten Bildes. „Die „Stadt“ aber umschließt den Markt des Lebens, sie zeigt uns den Menschen in seinen realsten Beziehungen; und wo auch immer wir mit der Wirklichkeit zu tun haben, da fußt die Religion. Wo immer des Menschen Leben sich vollzieht, tritt Christus auf unsern Weg..... Die menschlichen Beziehungen sind die Grundlage des Christentums..... Es ist etwas Wirkliches und hat nur mit wirklichen Dingen zu tun, mit der Menschheit im Alltagsgewand, mit Handel und Wandel, Arbeit und Lohn, Reichtum und Armut, Versuchung und Sünde; und eben diese Dinge und ihr Verhältnis zu den Menschen und die Verhältnisse aller Menschen untereinander sind sein Anlaß. Sich die christliche Religion als eine Sache für sich denken, als etwas vom gewöhnlichen Menschenleben getrennt Vorhandenes, das wir in einem besonderen Kämmerchen, Seele genannt, aufbewahren und dann und wann zur Geltung kommen lassen,..... heißt sein wahres Wesen ganz und gar verkennen. Das Christentum ist entweder alles oder nichts; den ganzen Menschen und alle seine Kammern will es bewohnen..... Nimm dem Christentum Wirken und Handeln und es existiert nicht. Entziehe ihm die irdischen Verhältnisse, deine Stellung zu den Nebenmenschen, dein häusliches Leben, deine öffentliche Wirksamkeit, deinen Charakter, und du schneidest ihm die Pulsader durch. Was übrig bleibt, kann Gefühlsduselei

¹⁾ Die Stadt ohne Kirche, übersetzt von Julius Secker, Verlag Velhagen u. Klasing, 1898.

sein, Schwärmerei, Begeisterung, Aberglaube, sogar Religion — die Religion des Menschensohnes ist es nicht.“

Und nachdem Henry Drummond das Johanneische Wort: „Seine Knechte werden Ihm dienen“ dahingedeutet hat, daß „Christ sein Bürger sein“ bedeute, „einst dort, jezt hier“, fährt er fort: „Städte fördern ist eine der großen Aufgaben des Christentums, denn die Stadt ist das Herz des Kulturlebens und es handelt sich um eine Eroberung der Welt. Wie die Stadt, so das Land, so das Vaterland — wir stehen hier vor der sozialen Frage. Wie die Stadt, so die Allgemeinheit, so aber auch jeder einzelne. Ob unser Volksleben ein blühendes oder sieches ist, ob die gemeinnützigen Tugenden ausreifen oder verkümmern, ob das heranwachsende Geschlecht sittlich oder unsittlich ist, ob das Christentum sich ausbreitet oder nicht, es hängt von der Stadt ab; die Stadt aber ist, was Du bist! Wenn die Christen erst einmal soweit sind, diese große Verantwortung anzuerkennen und zu ihrer Lebensaufgabe zu machen, dann wird das Kommen des Reiches Gottes ein offenkundiges sein. Und worauf das Christentum wartet als auf seine Beglaubigung und Rechtfertigung vor der Welt, das ist eben das Aufblühen einer Stadt, die in Wahrheit eine Gottesstadt wäre. . . . Gäbe es nur eine christliche Stadt, eine einzige, wo es auch sei auf der Welt, deren Bürger vom obersten bis zum niedersten in Christi Geist lebten, eine Stadt, in der das Christentum aus den Kirchen in die Straßen übergegangen wäre, jedes Haus und jede Fabrik mit seinem Wesen erfüllte, alle Ämter und Geschäfte mit seinem Odem durchdränge — eine einzige solche Stadt besiegelte die Wiederbringung der ganzen Welt.“

Henry Drummond bringt uns dann zum lebendigen Bewußtsein, daß Johannes unter dem „Neuen Jerusalem“ eine solch' nahe, gotterfüllte Stadt versteht, das alte Jerusalem seiner Zeit mit allem Elend der Großstadt umgewandelt in eine Gottesstadt, und fügt hinzu: „Es kommt uns nicht darauf an, . . . die Allegorie in alle Einzelheiten zu verfolgen. Was wir uns daraus entnehmen, ist der große Gedanke einer umgewandelten Stadt — die gewaltige Christenhoffnung, daß die wirklichen Städte, unsre Vaterstädte, mit all ihrem Jammer, ihrer Sünde durch die Macht des Christentums, und zwar durch seine allmähliche Neuschaffung, dazu berufen sind, Himmelsstädte auf Erden zu werden. Das ist ein Ausblick von unendlicher Bedeutung. Unsre Zeit kennt mehr denn jede andere die Schäden der Gesellschaft, wie mancher ist damit beschäftigt, sie zu bessern; wir treiben Armenpflege, wir treiben Volkswirtschaft und kommen kaum weiter, der Abgrund der sozialen Not gähnt immer tiefer. Doch siehe, wie eine Siegesverheißung über ihr — die neue Stadt! Hier ist der Welt Hoffnung; das Gesicht des Johannes ist ihre Zuversicht. Das neue Jerusalem, das uns zunächst angeht,

ist eine erneute Menschheit, eine durchchristlichte Gesellschaft, eine wirkliche Umwandlung unsrer Städte zu Städten Gottes."

Mitzuwirken an dieser Umwandlung in der Stadt, in die man gestellt ist, mitzubauen an dem Bau der neuen Stadt, ist Aufgabe jedes Christen. „Ihre Mauern erheben sich langsam, aber so wahr wir an Gott glauben, ist es nie gar aus mit dem Bau. Denn die Macht derer, die da bauen, seien ihrer viele oder wenige, ist größer als die Macht derer, die da hindern; und nie geht die Sonne über einer dieser Städte unter, ohne daß ein Stein hinzugefügt wäre zu der unsichtbaren Stadt. Dessen gewiß sein ist Glaube. Dazu leben ist Christentum“. Nur dem Gottlosen ist das eine Wahnvorstellung. Dem Gläubigen ist es Gewißheit. „Das Reich Gottes muß sicherlich auf die Welt kommen. Der Wille Gottes muß sicherlich einst geschehen auf Erden wie im Himmel“. Und was der Prophet geschaut, ist, wie Drummond meint, „keine Katastrophe, sondern ein geordnetes Ergebnis der Geschichte“. „Die künftige Entwicklung ist gewährleistet. Diese Entwicklung ist schon jetzt im Gange; wir schauen die kleinen Anfänge, ihr fernes Ziel aber ist die neue Erde“.

Ueber die praktische Arbeit an diesem gewaltigen Werk der Umwandlung und des Bauens an der neuen Stadt spricht Henry Drummond in dem zweiten Kapitel seines kleinen Schriftchens, das die Ueberschrift führt: „Seine Knechte werden dienen“. „Wenn einer wissen will, was er tun soll“, lesen wir da, „das Werk Gottes auf Erden zu fördern, so baue er an einer Stadt, einer Straße, oder auch nur an einem Haus. Es gibt Leute, die über das Unbestimmte der Religion klagen, und viele Tausende wären bereit, Gott nach Kräften zum besten der Menschen zu dienen, wenn sie nur wüßten, wo anfangen. Ich will dir sagen, wo du anfangen sollst — da, wo Christus seine Jünger anfangen hieß: in der nächsten Stadt.... Du wirst so viel Arbeit finden,.... so viel nackte, reale, profaische Arbeit, daß du dich fragen wirst, ob das überhaupt etwas mit dem Dienst am Heiligtum gemein habe. Fürchte du nicht, um den Himmel zu kommen, wenn du eine gebesserte Erde suchst. Die Unterscheidung zwischen weltlich und heilig in dieser Hinsicht ist ganz verkehrt; es ist eine menschliche Unterscheidung, keine göttliche, und nur weil das Irdische uns so heilig sein soll, sind die Menschen da oft so blind... Glaube du, daß alles, was der Welt Besserung angeht, bis in die kleinsten Einzelheiten hinein in den Augen Christi unmittelbar eine Sache des Himmelreichs ist“. Und nun gibt der Verfasser denen, die bereit sind, auf ihn zu hören, ins einzelne gehende Anweisungen, in welcher Weise sie durch soziale Kleinarbeit im eignen Hause und außerhalb desselben in der Stadt, durch Sorge für Reinlichkeit, Schönheit und Gesundheit, für Volksbildung und Erholung, durch Bekämpfung von Lüge und Schund aller Art, besonders aber auch

durch Verkündigung von Christus durch Wort und Wandel dem Kommen des Gottesreiches vorarbeiten können. Das Allerwichtigste aber, sagt er, bist du selbst. „Der größte Dienst, den du dieser Stadt leisten kannst, ist der, ein rechter Christ zu sein. Einfach da zu leben als ein gottesfürchtiger Mann, als christlicher Bürger, der das Rechte tut und nicht nur redet, ist das Höchste und Beste, was du zu ihrem Heil beitragen kannst. Laß sie ein Sodom oder Gomorrha sein, wenn nur zehn Gerechte in ihr sich finden, wahrlich sie wird gerettet werden.“ Und hier kommt nun, wie Drummond selbst mit klaren Worten ausspricht, die ältere, mehr aufs Seelenleben gerichtete Auffassung des Christentums zur Geltung: sie erzeugte ernste Christen. Hier ist die Versöhnung zwischen dem mehr die Einzelseele und ihr Heil betrachtenden Christentum und der mehr auf das Soziale zielenden Richtung der neueren Zeit. Denn „der Christ ist das Salz der Welt und ernste Christen, selbst mit engem Gesichtskreis, nützen der Welt vielmehr als sogenannte aufgeklärte Leute mit noch so weitem Horizont. Wenn aber ein weiter Blick und das ganze soziale Streben unserer Zeit mit ernstem Christentum sich verbindet, so ist das Ergebnis eine christliche Streitmacht, die jeder Not gewachsen ist“. Und nun findet der Verfasser Worte zur Beurteilung der mannigfachen Bestrebungen, das Volk zu beglücken und das Volksleben zu erneuern, wie sie treffender nicht geprägt werden können und die geradezu für unsere Tage geschrieben zu sein scheinen. „Das ist der Jammer der Gegenwart“, hat Kittelmeyer jüngst gesagt, „daß so viele Menschen arbeiten wollen an der Neugestaltung Deutschlands, die gar keine Ahnung davon haben, wie der Mensch wirklich neu wird, die nichts davon an sich selbst erlebt haben. Darum ist es so wenig mit den Gesinnungen und ist es so wenig mit den Einrichtungen, nichts nach innen und nichts nach außen. Von Christus her müßte die Volksgerechtigkeit kommen und die Völkergerechtigkeit dazu“. ²⁾ An diese Worte wird man unwillkürlich erinnert, wenn man in Drummonds Schrift die Sätze liest: „Es ist heutzutage viel davon die Rede, dem Volke aufzuhelfen. Gute Väter, gute Mütter, gute Söhne und Bürger zu erziehen und so dem Familienleben des Volkes aufzuhelfen, ist mehr wert als alles andere, was du den arbeitenden Klassen bringen kannst. Mühe dich im Stadtrat, wie du willst, führe die beste Armenpflege ein, sichere die beste Lösung der Arbeiterfrage, Sorge für Volkserholung, für Volksbildung und Volkswohl, erfülle das ganze Programm sozialer Reform, das eine Notwendige ist damit noch nicht erreicht. Das Evangelium vom Volkswohl ist eine schöne Sache, es ist aber nur eine halbe Sache; und wenn du glaubst, des Volkes wahren Hunger damit zu stillen, so bist du selbst so arm wie die Armut, die du lindern willst.“

²⁾ Die deutsche Not im Lichte Jesu, München, Chr. Kaiser 1919.

„Es gibt Länder in der Welt — Neuländer —, wo der vierte Stand mit im Regiment sitzt und sich alles errungen hat, worauf unsere Volksverbesserer dringen. Das Los des Arbeiters in diesen Ländern ist nahezu ein vollkommenes; er hat hohen Lohn, viel freie Zeit, eine gute Wohnung. Aber Zehntausenden dieser Arbeiter ist das Geheimnis des Glüdes dennoch unbekannt.

„Es ist müßig, Christum als den Erneuerer des Volkslebens und seine Lehre als die wahre Lösung der sozialen Frage hinzustellen, wenn das nur heißen soll, der Zweck seines Kommens sei der gewesen, die Gesellschaft besser zu organisieren oder der Welt heilsamere Gesetze zu bringen. Das waren nur einzelne Ergebnisse seines Kommens, dessen alles überragender Zweck der war, Menschen in der Welt zu finden, die seinen Willen tun. Das eine schreiende Bedürfnis jedes Zeitalters und jeder Kultursache sind solche Jünger Christi! Wenn jede Fabrik nur einen Arbeiter hätte gleich dem Zimmermannssohn von Nazareth, dann wäre die Arbeiterfrage mit allem, was dazu gehört, bald gelöst. Wenn in jeder Straße nur ein Haus stünde, ähnlich dem Haus der Maria zu Bethanien, so wäre das Familienleben in deiner Vaterstadt und damit die soziale Frage in drei Generationen von Grund aus geheilt.

„Äußere Reformen: Erziehung, Kultur, Volkswohlfahrt, öffentliche Wohltätigkeitsanstalten haben ihre Stelle, und jeder Versuch, der nur einem einzigen Menschenleben aufhilft, ist tausendfache Mühe wert. Ja, alle diese Dinge müssen von der Christenheit in jeder Richtung gepflegt und zu möglicher Entfaltung gebracht werden. Aber die Volksfreunde, deren Hände am treulichsten sich mühen und deren Augen am tiefsten blicken, kommen erfahrungsgemäß immer wieder zur Einsicht, daß das Vorbild des eigenen Lebens, die persönlich lindernde Hand und die geduldige glaubenstreue Arbeit an den Herzen der Menschen der nächste und kürzeste Weg sind zu dem vom Christentum bezweckten Volkswohl.“

Und nachdem Drummond in dieser klaren und einleuchtenden Weise die ganze Bedeutsamkeit der einzelnen Christen für das Kommen des Gottesreichs dargelegt und die sozialen Volksbeglücke aller Art auf das einzige, was not tut, hingewiesen hat, faßt er den im Eingang dieser Abhandlung als ihr Leitmotiv ausgesprochenen Gedanken von der Notwendigkeit eines neuen Christentums, das doch das alte ist, und der Rückkehr zum Urchristentum in die einfachen und zugleich so tiefen, den Kern der Sache treffenden Worte zusammen: „Es ist daher nur ein schöner Traum, der sich aber schwerlich verwirklichen wird, zu glauben, daß durch eine neue, großartige Krafterscheinung des sog. sozialen Christentums mit einem Male alles Unehene eben und alles Krumme gerade werden wird. Dem alten Christentum, wie wir es von den Vätern überkommen haben, fehlt

garnichts als der alte Glaube an seine Macht und die rechten Jünger, um diese Macht im Leben zu beweisen. Das Reich Gottes ist wie Sauerteig, und dieser Sauerteig ist längst unter uns. Die Arbeitsgebiete des Christentums mögen sich erweitern und mehren, das ist aber alles; denn neue Erfindungen im Christentum gibt es nicht, und etwas Höheres als Christi Geist und seine herzerneuende Kraft kann nie unter uns sein."

Rückkehr zum Tathristentum, wie es uns der Heiland vorgelebt hat, Erneuerung des Urchristentums, das ist es also, was Henry Drummond auf Grund seiner reichen Lebenserfahrungen uns als das einzig Wichtige, das, worauf alles ankommt, predigt. Und dieser Mahnung bedürfen wir heute mehr denn je. Heute, wo nicht nur viele, von dem Sinn und der Kraft des Christentums gänzlich unberührte Menschen vom Sozialismus und den ihm verwandten Bestrebungen alles Heil erwarten zu dürfen wähnen, sondern auch in den Reihen der Christen selbst bisweilen das Verständnis für die übertragende Bedeutung der persönlichen Geisteswirkung verloren zu gehen droht. Von innen nach außen, niemals umgekehrt, geht der Weg des Gottesreiches. Ob es, wie Henry Drummond in Uebereinstimmung mit seiner ganzen sonstigen evolutionistischen Betrachtungsweise annimmt, im Wege allmählicher Entwicklung kommen, ob es überhaupt einmal auf dieser armen Erde seine Verwirklichung finden wird, das mag ein jeder für sich annehmen oder ablehnen. Nicht darauf kommt es an, ob dieser oder jener Glaube der richtige ist, sondern darauf, daß der einzelne ergriffen wird von dem lodernen Feuer und der unüberwindlichen Kraft des Christusgeistes und in Wort und Tat, an dem Platz, an den er gestellt wurde, in seinem Haus, in seiner Stadt, in seinem Land oder wandernd von Ort zu Ort durch die weite Welt, Zeugnis ablegt von dem lebendigen Gotte.

Aus

Sie liegt
sich schü
sam, d
die Parlam
das ganze H
und durch de
rauchen geh
Wahrung hab
Was ergebe
abzählen
tat, bewei
Wid dafü
einer tief
Fisch
aufgebaut
ihres Ange
deren Lebe
nur wenig
Beransiehu
der Heil z
Grundlage
die sogenann
lich ist, wo
auf denen er
Dieser Ru
aus die gl
sehen erbe
lebende Sch
käm und
trachtet.
Das ist die
grunde gehen
Viele Nat
ihrem We
Sie auch besch

Aus Geschichte und Zeit

Die große Kulturnot.

Von Carl Mennicke.

Sie liegt so offen zutage, diese Kulturnot, daß man sich eigentlich schämt, ausdrücklich darauf hinzuweisen. Man begreift es kaum, daß sie nicht in aller Augen fällt. Aber wenn man dann die Parlamentsreden der Minister liest, wenn man beobachtet, wie das ganze Hohe Haus sich in lebhafter Zustimmung zusammensindet und durch den deutschen Blätterwald leiser und lauter ein Beifallsrauschen geht, dann weiß man, daß doch die wenigsten davon eine Ahnung haben. Von wirtschaftlicher Not weiß und spricht man viel. Man ergreift in großer Hast die vielfältigsten Maßnahmen, um sie abzustellen bezw. aufzuhalten. Aber gerade die Art, wie man das tut, beweist, daß man das Eigentliche nicht sieht, daß man keinen Blick dafür hat, daß unsere ganze wirtschaftliche Not nur Ausfluß einer tiefer liegenden viel größeren, erschütternden Kulturnot ist.

Bisher hat sich noch jede Kultur auf einer breit hingelegten Basis aufgebaut, d. h. auf der Arbeit der Millionen, die im Schweiß ihres Angesichts ihr Brot aßen, die hart mit dem Stoff rangen, deren Leben ganz an den Stoff hingegeben war. Und man braucht nur wenig nachzudenken, um zu begreifen, daß darin eine notwendige Voraussetzung für jede Kultur liegt, daß allenthalben da, wo sich der Geist zu freier schöpferischer Tätigkeit aufrichten soll, eine solche Grundlage geschaffen sein muß. Daß der leichte geistige Mensch, der die sogenannten höheren Kulturwerte schafft, überhaupt nur da möglich ist, wo er breitere, gröbere Schultern findet, als die seinen sind, auf denen er sich erheben kann.

Dieser Kulturbau der menschlichen Gesellschaft hat bei uns durchaus die gleiche Struktur. Nur daß dieser Bau jetzt in seinen Grundfesten erbebt, daß die ganze Basis wankt. Daß die ganze unten stehende Schicht, auf deren Schultern die andern stehen, sich hochbäumt und mit leidenschaftlicher Bewegung die Last abzuwerfen trachtet.

Das ist die große Not, an der — vielleicht — unsere Kultur zugrunde gehen muß.

Diese Not ist keine zufällige Erscheinung. Die Revolution ist ihrem Wesen nach durchaus kein Kriegsprodukt, wenn der Krieg sie auch beschleunigt und verschärft hat. Sie ist vielmehr notwendig

geworden durch den modernen Entwicklungsgang der Gesellschaft, und niemand kann unsere Zeit, kann diese Not ganz verstehen und ermessen, der das nicht begreift.

Es hat auch früher schon Revolutionen gegeben. Auch die Sklavenschichten des alten Rom und die Bauernschichten des ausgehenden Mittelalters haben schon versucht, die Last abzuwerfen. Aber das waren dumpfe Regungen, die schnell auszitterten. Es waren Bewegungen ganz elementarer Art, gleichsam Naturereignisse, die plötzlich kamen und plötzlich gingen. Der Wille dieser Menschen erlahmte schnell, als sie sich von überlegener Gewalt unterworfen und zerstreut fanden.

Die heutige Bewegung der breiten tragenden Massenschicht unserer Kulturgesellschaft bietet ein ganz anderes Bild. Es ist nicht eine dumpfe, elementar sich regende Masse, sondern eine organisierte Gesellschaft, die wenn auch nicht klar gedachte, so doch sehr klar empfundene Ziele hat, die durch eine Weltanschauung gebunden ist und die besonders durch das Gefühl geleitet ist, daß sie ihr Ziel unter allen Umständen erreichen wird. Dies Gefühl ist das eigentlich Bestimmende und Ausschlaggebende in der ganzen inneren Verfassung dieser Masse. Es ist das Gefühl, daß sie keine Schranken zu respektieren braucht, daß sie alle Möglichkeiten verwirklichen kann, die sie fest ins Auge faßt, daß sie schlechthin souverän ist in der Gestaltung aller irdischen Verhältnisse. Von diesem Gefühl ist die heutige organisierte Masse so durchtränkt, dies Bewußtsein ist bereits so tief in sie eingegangen, daß keine Macht der Welt es je wieder wird herauswerfen können. Deshalb wird an jedem gewaltsamen Widerstande dagegen der Wille dieser Masse auch nur stärker, unwiderstehlicher. Wer dies einmal durchschaut hat, für den haben alle Parlamentsreden einen geradezu entsetzlichen Klang. Sie wirken auf ihn wie ein Mensch, der sich gegen ein umstürzendes Haus stemmt in dem Wahn, dadurch seinen Sturz aufhalten zu können.

Nach dem Bisherigen müßte der Zustand völlig hoffnungslos erscheinen. Denn wenn diese breite tragende Schicht als ganze ihren Dienst weigert, wie ist dann überhaupt noch Leben, geschweige denn höheres geistiges Leben möglich? Wenn die Bergarbeiter keine Kohlen mehr hauen, wenn die Hüttenleute kein Eisen mehr schmieden, wenn die Landarbeiter das Feld nicht mehr bestellen usw., wer kann dann noch leben? Wer kann dann vor allem Muße finden, sich geistig zu beschäftigen, irgendwie innerlich schöpferisch tätig zu sein?

Wir müssen die noch viel größere Schärfe der Zustände herausstellen, um eine Möglichkeit zu sehen, wie die große Not sich wenden kann. Wie ja überhaupt immer Gott am nächsten ist, wenn die Not am größten, d. h. wie Gott immer da am stärksten wirksam wird, wo Wirklichkeiten unverhüllt erfahrt werden.

Diese breite tragende Schicht hat im Ganzen der Kulturgemeinschaft die Aufgabe, durch Bewältigung des größten Stofflichen die höheren geistigen Erscheinungen und Ausprägungen zu ermöglichen. Es ist mir allen Beobachtungen nach nicht zweifelhaft, daß die Natur durch eine selbstverständliche Gliederung dafür sorgt, daß das Verhältnis in den Anlagen und Kräften der Menschen dieser Aufgabe angemessen ist. Von daher kann also keine Schwierigkeit entstehen. Die Schwierigkeit kann zulezt nur darin liegen, daß diese Masse von dem Sinn ihrer Tätigkeit nichts mehr weiß, daß sie sich in die Kulturgemeinschaft nicht mehr eingeschlossen fühlt, vielmehr ausgeschlossen, ja ausgestoßen. Und so ist es in der Tat. Das Proletariat als Ganzes empfindet kaum noch einen Rest vom Kultursinn in seinem ganzen Schaffen. Denn es fühlt sich ja nicht als Diener des organisierten Geistes, sondern es fühlt sich als Diener des organisierten Kapitals, d. h. aber Diener von Interessen, die gegen das tiefste Wesen der Kulturgemeinschaft wenn nicht feindlich, so doch mindestens völlig gleichgültig sind.

Man muß das endlich einsehen, daß die Haltung des Proletariats keine willkürliche ist, daß die Opposition gegen seine Stellung im Kulturleben nicht aus einer Laune kommt, sondern daß gerade das unmittelbare Gefühl für das Wesen einer Kulturgemeinschaft ihnen diese Opposition als notwendig erscheinen läßt. Man müßte sie hervorrufen, wenn sie nicht wäre. Der Kapitalismus hat den Sinn unserer Kultur verraten, er lebt nicht für die Förderung geistiger innerer Werte, er lebt für die Mehrung von Macht, für die Häufung von Gewinn. Er zerstört damit den Geist der Kultur nicht nur in der breiten tragenden Schicht, sondern auch in der oberen Schicht der Besitzenden, zum großen Teil auch der sogenannten Gebildeten. Die Opposition ist daher, aufs Letzte gesehen, auch ein Dienst an dieser oberen Schicht.

Aber das ist nun die große Kulturnot, daß diese obere Schicht von all dem nichts begreift, daß sie die äußere Art, wie die Opposition des Proletariats vor sich geht, zum Vorwand nimmt, sie niederzuschlagen. Selbstverständlich ist das Wissen des Proletariats um den Sinn seiner Opposition nur ein dumpfes. Und selbstverständlich sind die Formen seines Kampfes die, die sich ihm in der Hast und Rücksichtslosigkeit des modernen Wirtschaftsprozesses angebildet haben. Aber wenn irgend jemand, dann wären doch eben die geistigen Menschen berufen, hier zu verstehen und den Schein nicht mit dem Wesen zu verwechseln.

Wenn man von diesen Dingen spricht, dann wird man regelmäßig nach Auswegen gefragt. Man sollte eigentlich mit keinem Worte darauf antworten. Denn der einzige wirkliche Ausweg, der von Gott her, kommt ja nur da zum Bewußtsein, wo ein Mensch diese Not

als ganz tief, als ganz aussichtslos, als ganz verzweiflungsvoll erlebt. Da erst findet er sich auf seine tiefsten Kräfte, auf die Kräfte Gottes selbst angewiesen. Da erst hebt jener große schaffende Wille in ihm an, der von keiner Aufgabe mehr erschreckt werden kann, und sei sie noch so groß und schwer. Aber sagen darf ich doch vielleicht, daß wir alle aufgerufen sind, in diese breite tragende Schicht einzugehen. Nicht in irgendeinem ostentativen Sinne, aber als solche, die diese Not ganz tief empfinden und immer tiefer empfinden wollen, und dann aus der Tiefe dieser Not heraus mit der ganzen Schicht ringen um eine Lösung, die nicht Zerstörung ist, sondern Aufbau und Erfüllung.

Kezerisches über Politik, vom Christentum aus.

Von Karl Joseph Friedrich.

Wenn man die Gedanken des Christentums auf die Politik einstellt, so entsteht naturgemäß Kezerisches. Politik erleidet hier nur als ein Teil umfassenderer Größen das Aburteil der christlichen Gedanken. Wo überhaupt Christentum mit Kultur, mit „Welt“ zusammentrifft, da muß sich Christentum notwendigerweise vielen scharf entgegenstellen. Der rechte Christ leidet unter vielem in Welt und Kultur, (Christentum ist Kulturkritik), und so leidet er auch unter dem heutigen Betrieb der Politik. Ich sage: er leidet, ich könnte auch sagen: es schmerzt ihn tief, er fühlt sich tief verwundet, er ist entsetzt und empört, betrübt und niedergeschlagen, oder was man will, und obwohl ich im allgemeinen ein recht unpolitischer Mensch bin, so muß es mir doch freistehen, einmal dem Schmerze des einfachen Christen über den Betrieb unserer Politik Ausdruck zu geben.

Das sittlich Verdorbene in unserm politisch parlamentarischen Betrieb ist zuerst die Unreinheit und Unwahrhaftigkeit der Motive. Ich nehme irgend ein paar Fälle her, etwa die Frage Einwohnerwehr oder Abschaffung der christlichen Feiertage oder Kinoreform, oder was es sei. Ich als ein Mensch, der Gefühl für Not des Volkes, der Erbarmen für sein Volk hat, ich bemühe mich, nach bestem Wissen und Gewissen zu denken, wirklich zu denken über diese Fragen. Es liegt mir völlig fern, dabei auf meinen persönlichen Vorteil bedacht zu sein, mir zu überlegen, wie ich persönlich dabei abschneide. Und so ein jeder anständige Mensch. Aber welche sittliche Verdorbeneit muß der Christ, der so nach innerster Erbarmung, nach Geist und Liebe urteilt, bei allen diesen Redekämpfen erkennen: Fast keiner der Abgeordneten urteilt rein nach inneren Gesetzen, rein nach Geist und Liebe, sondern es tritt eine ungeheuerer Lüge ein. Fast ein jeder näm-

lich erwägt, was er bei dieser Vorlage für sich und seine Partei herauschlagen kann. Das führt oft zu den tollsten Komödien, und man greift sich an den Kopf und fragt sich: Ja, sieht denn niemand die ungeheure Verlogenheit dieser öffentlichen Redekämpferei, schämt sich denn niemand dieser öffentlichen Lächerlichkeit?

Die Frage der Einwohnerwehr. Als große Maske wird vorgehalten: Schutz des persönlichen Eigentums. Es mag die Hälfte davon wahr sein, meinetwegen, der viel wichtigere Grund aber der Begeisterung für Einwohnerwehren besteht doch darin, daß sich die jetzigen Machthaber vor Putschern von rechts oder links fürchten und deshalb eine ihnen ergebene Truppe schaffen wollen. Das erkennen natürlich die linken Putschisten auch, statt aber ehrlich zu sagen: Wir sind für die Macht der Straße, für die bewaffnete Gewalt der von den Führern begeisterten Menge, — statt das offen und männlich zu sagen, ersinnen sich unsere Putschisten hundert und einen Grund, alles lauter Lügengründe, die nur vorgeschoben werden, an die selber niemand von ihnen glaubt, und reden stundenlang, ohne das Lächerliche dieser Lügerei zu sehen, in allem Ernst um die Wahrheit herum.

Oder der Fall Abschaffung der christlichen Feiertage wie Bußtag, Epiphaniastag, Karfreitag, Himmelfahrt, Reformationsfest. Jede Partei sieht, was sie für sich herauschlagen kann. Die Mehrheitssozialisten, die sonst in allen Dingen gegen die Kirche stimmen, treten plötzlich für die Feiertage ein, natürlich nicht, um sich an diesen ernstesten Tagen zu heiligen und im Innersten zu kräftigen, sondern eben nur der gemeinen Arbeitsruhe willen. Die Linken aber gehen noch weiter, sie erfinden einen meisterlichen Schachzug, der gleich zwei Bauern auf einmal mattsetzt: Sie verlangen Abschaffung der kirchlichen Feiertage und dafür Einsetzung einer zu bezahlenden Ferienwoche. Wieder Lüge und Verlogenheit überall. Es handelt sich gar nicht bei der Frage der christlichen Feiertage um Arbeitsruhe, es handelt sich um Stärkung des inneren Christentums, um Heiligung und inneren Aufbau an diesen Tagen, unter anderm auch gefördert durch Arbeitsruhe. Das sind die Kernmotive. Diese Kernmotive aber werden nun durch Schalenmotive fremdster Art ersetzt, sodaß eben eine tolle Verlogenheit einreißt, die offenbar niemand mehr sieht, weil wahrscheinlich der politische Betrieb schon die sittlichen Feinnerven völlig abgestumpft hat.

Und so beinahe in jedem Fall. Man mag Elektrifizierungspläne oder Talsperren, Eisenbahnbudget oder Interpellationen oder was immer durchgehen — fortwährend diese Verlogenheit, diese Unreinheit der Motive, diese schmutzige Quelle ichsüchtiger oder parteisüchtiger Antriebe, anstatt der allein wahren, allein innerlich sittlichen Dingmotive selber.

Und was ist der Grund dieser verlogenen Spiegelfechtereien? Nichts

anderes als der uralte, schon seit Jahrtausenden in seiner Hohlheit erkannte Sophismus, zu deutsch: die Sünde der Wortemacherei, die Sünde der betrügerischen Geschwähigkeit. Bekanntlich ist es eine ziemliche etelhafte Fähigkeit des Menschengenies, im Augenblick hundert leidliche Gründe für und ebenso hundert Gründe gegen irgend eine Sache erfinden zu können. Wenn nicht innerste Wahrhaftigkeit und innerstes sittliches Feingefühl dem Menschen sagen: Du darfst nur echte Sachmotive reden lassen, deine Nutz- und Parteiatriebe aber müssen schweigen, — dann entsteht eben jene Kunst des lügnerischen Netzspinnens, des Einsezens unreiner Nebenmotive, dann quillt all jene etelhafte Redejauche herauf, die unsere Volkstammern, unser ganzes parlamentarisches Getriebe verjast. Und der Christ, der diese Lügnerie einsieht, der leidet, der ist zu Tode betrübt.

Aber weiter. Die Komödie ist noch nicht zuende. Wenn nun der ganze, oft so lügnerische Wortkampf vorbei ist, tritt Abstimmung ein, eine Abstimmung, die vielleicht nur einen Augenblick dauert und mit diesem Augenblick oft eine Redeschlacht von vielen Stunden beendet. Und wie wird nun diese Abstimmung geübt? In den allermeisten Fällen erhebt sich die ganze Partei, oder die ganze Partei bleibt sitzen. Also herdenweis erfolgen meist die Abstimmungen. Eine entwürdigende Tatsache! Unser Parteigehorsam, unsere sogenannte Parteidisziplin schafft Herdenmenschen. Persönlichkeiten, Kernmenschen, Eigendenter, Prägungen werden nicht gestattet, sondern die Herde als solche triumphiert, und die größere Herde unterdrückt völlig grausam und gewissenlos die kleinere Herde. Und das ist das zweite Schändliche bei diesen Abstimmungen: die Niederknüppelung der Minderheiten. Wenn ich an unsere sächsischen Verhältnisse denke: es ist geradezu furchtbar zu sehen, wie in allen Kulturfragen die Minderheiten an die Wand gedrückt werden, mit einer Grausamkeit, mit einer grausamen Selbstverständlichkeit, die mit Christentum nicht das Geringste zu tun hat. Wie schon Christentum nichts mit jener herdenweisen Abstimmung zu schaffen hat, sondern Christentum immer den inneren Eigenmenschen hochhält, hat wieder Christentum nichts mit dieser erbarmungslosen Knebelung der Minderheiten zu tun. Dabei kommt es hundertmal vor, daß tatsächlich die ernstesten Fachleute durch die politischen Schwäzger erdrosselt werden, daß also tatsächlich Geist von Masse ermordet wird. Wenn irgendwo Geist von Masse ermordet wird, Fachkenntnis von Gewalt, Liebe von Roheit unterdrückt werden, dann herrscht Hölle. Christentum bedeutet gerade das Umgekehrte: Himmel, nämlich Erlösung der Masse durch den Geist. Was hat also Christentum mit allen diesen Vorgängen zu tun? Der Christ kann nur entsetzt sein über diese neue Sklaverei, die wir nach der Aufhebung der militaristischen Sklaverei bekommen haben.

Ich bin noch immer ein Mensch, der für freiesten Aufbau des Staates und der Kirche eintritt, ein Gegner des Krieges, des Imperialismus, der überspannten, brudermörderischen Nationalgefühle, ein Mensch mit dem Bewußtsein der Freiheit des andern, mit der Anerkennung so vieles Ernstes im Sozialismus, dem ich Pflege und Leben wünsche, aber diese tolle Sklaverei der Demokratie, wie sie eben geübt wird, ist mir gerade als freiestem Menschen in der Seele verhaßt. Wir haben auch als Jünglinge unsere Staatsträume gehabt: Mit Plato und Kant wollten wir, daß die Weisen Könige sind, daß die Philosophen herrschen. Aber wie weit ist unsere Demokratie gesunken: Es herrscht nicht einmal die sachliche Ehrlichkeit, es herrscht die Unbarmherzigkeit der Mehrheiten, es herrscht die Herde, es herrscht die Unlauterkeit der Motive. Die Revolution, die uns die Demokratie schenkte, hätte uns auch die Vorbildung zur Demokratie schenken müssen, aber das hat sie nicht getan. Unser Volk ist noch unreif für Demokratie, das ist heute fast eine Spatenweisheit. Die einzige Vorbedingung für Demokratie wäre geschaffen worden, wenn die Revolution die Volksschule um drei Jahre verlängert hätte, dann wäre wirklich etwas mehr Geist in die große Mitläufermasse gekommen. Dann hätten wir vielleicht ein Volk erzogen, das reif für echte Demokratie gewesen wäre. Natürlich wird Demokratie immer ein Nothelf bleiben müssen, denn Kants Wort wird immer recht behalten: „So sind einmal die menschlichen Dinge beschaffen, daß sich durch Beratung und Gleichgewicht nicht viel erreichen läßt; nur eine überwiegende Kraft und ein fester Wille vermag haltbare Gründungen zu vollziehen“. Nicht Sozial-Demokratie, sondern Sozial-Aristokratie ist meine Losung, nämlich eine vom Volk mit seiner Stimme begleitete Herrschaft der Weisen, der Besten, der Bedeutenden, der Fachleute, der Geistigen. Eben weil die „Politik“ für alle Feinfühligsten so ein schmutziges Gewerbe ist, deshalb ziehen sich leider immer noch unsere Besten in Deutschland von der Politik zurück, aber sie sollten sich ihrem Volke opfern und die Unfähigen zurückdrängen. Es ist ja eine bekannte Tatsache, daß die große Masse unserer Politiker nicht aus den Kreisen der in sich Festen, in einem vollen Lebensberuf Glücklichen, der Gesunden und Weisen kommt, sondern aus den Kreisen der Eiteln, der Unzufriedenen, der Nervösen, der Gebrochenen, der Ehrgeizigen und Unruhigen. Gerade die, auf denen das Glück eines Landes und Volkes beruht, die Stillen, die Treuen, die Arbeitenden, die Zähnen und Innerlichen, die mögen sich nicht in die Schleppe dieser Meute „Politik“ verwickeln, es ist für sie ein zu großes Opfer, mit Leuten die Waffen zu kreuzen, die oft nicht einmal die einfachsten Gebote der Kinderstube kennen und in maßloser Weise jeden anständigen Andersdenkenden verpöbeln. Jedenfalls sollte es unsere Aufgabe sein, die Aufgabe der ernstesten Christen,

immer wieder dem heuchlerischen und verlogenen Betriebe unsere Politik das Lügennetzgewebe abzureißen und seine Scham dem Spotte preiszugeben und für ein besseres und reineres Gewand zu sorgen.

„Der Christ in der Gesellschaft“.

Von Rudolf Nisch.

Jetzt schaut mich das Wort „Religiös-Sozial“ anders an als früher, nachdem ich Karl Barths, des Schweizer Pfarrers, Lambacher Vortrag: Der Christ in der Gesellschaft ¹⁾ gelesen habe, jetzt sehe ich, daß die „Religiös-Sozialen“ doch nicht einfach, wie ich dachte, zwei Dinge vermengen wollen, die nicht zusammengehen, sondern daß sie sehr wohl die Spannung auch empfinden, die in dieser Verbindung liegt, ja selbst mit allem Nachdruck auf die Frage hinweisen, ob die „Bindestrüche, die wir da mit rationaler Kühnheit ziehen, nicht gefährliche Kurzschlüsse sind“. Das Büchlein sei allen, deren Ohr gespannt ist, den Stundenschlag an Gottes Uhr zu vernehmen, dringend empfohlen. Ich weiß zwar nicht, ob es nur an mir liegt, wenn ich den Eindruck einer gewissen Unausgeglichenheit der Gedanken hatte, aber das darf schon so sein, oder muß vielleicht so sein, wenn das Wesentliche das ist: Hier spricht das Empfinden für den gegenwärtigen Augenblick der Gottesgeschichte, das feine Gefühl für die Notwendigkeit der Lage; was hier gesagt wird, das ist ganz tief und ganz lebendig. Nein, hier werden nicht schnelle, kurze Schlüsse gezogen, hier wird wirklich „aus größter Distanz und eben darum aus größter Einsicht in die Dinge“ geredet.

Der Christ in der Gesellschaft, das ist einmal eine Verheißung: So ist doch die Gesellschaft nicht ganz verlassen, wenn der Christ, der Christus da ist. Andererseits aber enthalten doch diese Worte ein niederschlagendes, erschreckendes Gegeneinander zweier fremder Größen. Können wir einen Einfluß gewinnen wollen auf die Kultur in der Härte ihre Eigengesetzlichkeit? Heißt das nicht auf Granit beißen? Aber wir stellen uns auf Gott! Der läßt uns keine Ruhe. — Dazu schreit von der andern Seite die Gesellschaft nach einer Erlösung. Es ist die Kraft der Auferstehung Jesu, die Kraft des Lebens, die sich aufmacht gegen den Tod, eine Revolution des Lebens gegen die es umklammernden Mächte des Todes, eine Aufhebung der tödlichen Isolierung des Menschlichen gegen das Göttliche. Das ist mehr als eine vorübergehende Reaktion gegen den Krieg: Die Seele, die ihres Ursprungs aus Gott sich neu bewußt wurde, setzt auch den Ursprung der Gesellschaft in Gott.

¹⁾ Karl Barth, Der Christ in der Gesellschaft, Patmos Verlag, Würzburg 1920, 4.50 M.

Das bedeutet nun zunächst auch eine Bejahung der Welt. Gott könnte die Welt nicht erlösen, wenn er nicht auch ihr Schöpfer wäre. Freilich, es ist kein bloßes Ja wie zuletzt bei Naumann, aber eben es ist auch kein bloßes Nein wie bei Tolstoi, sondern es ruht in dem freien Erfassen des tatsächlichen Lebens der Gesellschaft, wie es z. B. bei Dostojewski der Fall ist, in der weitblickenden lächelnden Geduld, mit der Jesus das Vergängliche auch in den abnormen Gestalten seiner Erzählungen zum Gleichnis des Unvergänglichen macht. — Die Bejahung muß eben Hand in Hand gehen mit der Verneinung. Neben die schlichte sachliche Mitarbeit im Rahmen der bestehenden Gesellschaft tritt die radikale Opposition gegen ihre Grundlage. Das Verhältnis beider Stellungnahmen gegeneinander ist nicht begrifflich festzulegen, sondern aus dem göttlichen Gebot der Stunde herauszufühlen. Uns sind die Tränen näher als das Lächeln, wir stehen tiefer im Nein als im Ja. So kommen wir zum Angriff auf die Gesellschaft. Die Bergpredigt als eine Botschaft von Menschen, die es gar nicht gibt, läßt uns doch keine Ruhe. Die Verheißung „der Christ in der Gesellschaft“ drängt doch auf Erfüllung. Eine Neuorientierung an Gott dem Ganzen des Lebens gegenüber wird gefordert. — Freilich wie die Bejahung so ist auch die Verneinung nicht ungehemmt. Gehemmt nicht im Sinne einer Kraftverschwendung, sondern einer Kraftansammlung. Denn wir wissen, daß alles bloße Revolutionieren nicht das Reich Gottes schafft, das nicht etwas anderes ist, sondern das ganz andere. In Gott allein liegt die Synthesis, die in der These gemeint, in der Antithese gesucht wird. In Gott, nicht in Abstraktionen, in denen der Tod lauert! Wir arbeiten darum an der Erledigung nächstliegendster banalster Aufgaben und auch für eine neue Schweiz und ein neues Deutschland, weil wir des neuen Jerusalems, das von Gott aus dem Himmel herabfährt, gewärtig sind. Das Letzte ist ja nicht die Fortsetzung des Vorletzten, sondern der radikale Abbruch von allem Vorletzten, eben darum auch seine bewegende Kraft. Die Auferstehung Jesu als die Erscheinung einer totaliter aliter gestalteten Welt ist die Kraft, die uns treibt.

Auf die Frage: „Was sollen wir tun?“ wird am Schluß keine Antwort ins Einzelne gegeben. Wem Gott die „Ewigkeit ins Herz gegeben“ hat, weiß, was er zu tun hat. Der Christ in der Gesellschaft folgt eben aufmerksam dem Tun Gottes. — Freilich liest man doch diese und jene Einzelantwort in dem Büchlein auf. Für kirchliche Reformarbeit hat der Verfasser nicht viel übrig; es ist gewiß gut, sich der Gefahr jeder Art von Fliedarbeit bewußt zu sein, die das Neue eher hindern als fördern kann. Dennoch ist schlichte Mitarbeit im Rahmen der Gesellschaft etwas, das als positives Moment gewertet wird, wenn auch eben nicht „ungehemmt“. Von hier

aus befremdet eigentlich die so unbeschränkt hingestellte Forderung, daß der Christ „mithoffender und mitschuldiger Genosse der Sozialdemokratie“ werden müsse. Aber der Verfasser sieht eben darin die Gottesforderung der Stunde, in der Sozialdemokratie ist ihm „für unsere Zeit nun einmal das Problem der Opposition gegen das Bestehende“ gestellt. „Wer von uns dürfte sich rühmen, tief genug in dieser gebrochenen Lebenserkenntnis zu stehen?“ Doch mag der Leser praktische Folgerungen ziehen, wie er will, daß er sein Ohr schärfen läßt für den Gottesruf der Stunde, das ist das Wesentliche und das kann ihm Karl Barth leisten.

72
Da
B
Herausgabe
VERANTWORTLICH
W
it werde
früher
wiewiel
leit in unserm
alles braucht m
liche Reaktionen
Volke läßt.
pen kommt,
seinem Kaiser
winnt die
und mit ihnen
So meinten wir
zufriedenheit de
getoht ist.“
Velleicht ha
fähig waren, m
laufen. Freilich
welen sein, hin
zu sehr an dem
der fähigsten
sind Gräßen, die
leit besitzen, de
und da aber wa
las darin — nic
mühen, gewiße
ganz andern Be
brauchbare Phil
dem Geiste hing
Uuart ist es da
zu prüfen). Un
gülen Jubrust

